

Illustrirtes Unterhaltungsblatt

Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.



—♦— Darum nicht trüber . . . —♦—

Lächelnd ziehen die Stunden, Die wir zusammen verbracht, An meiner Seele vorüber In funkelnder Sommernacht.	Ich hab' darum nicht trüber An Dich zurückgedacht, Weil Du einen andern gefunden, Der Dich weit glücklicher macht.
--	---

Ch. Glaskamp.

Die Letzten der Turm-Edelfink.

Von Adolf Dalwig-Hohenrode.

(Nachdruck verboten.)

Sie waren wieder da! Die Turm-Edelfinks waren heimgekehrt in ihre schloßähnliche Villa an der Ritterallee, dem vornehmsten Teile der kleinen Residenz. Equipagen hielten wie früher vor der Gitterpforte des hohen Portals, Diener gingen geschäftig würdevoll aus und ein und eine wichtige Person, Sabine, die ältere schwarzbraune Köchin, war auch wieder da und gab wie sonst huldvoll im tiefsten Atorgan den ausermählten Bekannten der Nachbarschaft Auskunft auf neugierige oder teilnehmende Fragen. „Wir sind viel gereist, ich immer mit, ohne mich werden die Gnädigste nicht fertig. Nun jedoch bleiben wir hier, wir haben es satt, jetzt ist auch nur noch Halbtrauer um unseren seligen Grafen,“ schloß sie ihre Audienzen und machte dabei auf das sichtbare Zeichen des verminderten Leides aufmerksam, indem sie wohlgefällig an ihrem schwarzen, weiß punktierten Kleide herunterstrich.

Vor zwei Jahren hatte der letzte Graf von Turm-Edelfink sein Leben infolge eines Jagdunlücks verloren, fast ebenso lange war seine hinterlassene Familie auf Reisen gewesen, die Turms wurden nicht allein die reichsten, sondern auch die Stolzesten im kleinen Herzogtum genannt, und nicht mit Unrecht. Hauptsächlich gab die Thatsache der Familie das hohe, stark ausgeprägte Selbstgefühl, mit dem herzoglichen Hause entfernt verwandt und wahrhaft nahe befreundet zu sein. Ein inniges, brüderliches Band verknüpfte den Herzog mit dem so jäh verstorbenen Erich von Turm, in beider Lebenslauf blieb alles gemeinsam von den frühesten Anabentagen bis zu dem traurigen Bruch durch den Tod und der hohe Freund war dadurch nicht minder in tiefste Betrübnis versetzt, als die fast trostlosen Hinterbliebenen. Indem er sich der Trauernden wie ein Vater annahm, zeigte sich seine Treue im schönsten Lichte und auch hier durfte Sabine das Faktotum unter einem tiefen Knize mit voller Berechtigung sagen: „Herzogliche Hoheit ist unser Freund!“

Heute waren zum ersten male wieder die Salons der Villa der kleinen Gesellschaft zugänglich. Die



Ueber die Hürde. Nach dem Gemälde von H. Sieg.

Saison hatte zwar noch nicht begonnen, denn der Herzog weilte auf seinen Gütern in Ungarn zur Jagd und die Herzogin machte die gewohnten Herbstbesuche bei hohen Verwandten. Auch sonst fehlten noch viele Mitglieder der Aristokratie, trotzdem unterhielt man sich, nachdem man die mehr oder minder laute Erinnerung an den geschiedenen Hausherrn abgeschüttelt, vorzüglich. Die trotz ihres Kummers täglich forpulentere werdende Hausherrin, Gräfin Klotilde, wußte allmählich hochinteressante Dinge von dem Luxus in Paris, den Sehenswürdigkeiten Roms, der Leichtlebigkeit in Varriz und Nizza zu berichten. Man hatte dort gewiß Bekannte wieder gesehen, Namen wurden genannt, pikante Andeutungen daran gehängt und dann gab es ein Summen, ein Aufwärmen alter Geschichten, bis sich der noble Klatsch an einem anderen Thema Genüge leisten konnte. Unterstützt wurde Gräfin Klotilde durch ihre älteste, mit dem russischen Fürsten Rydejeff vermählte Tochter Helene, einer übertrieben standesbewußten Schönheit. Das Paar lebte meistens in Wien unter lauter Feudalen, hier war man der Fürstin nicht exklusiv genug und auch heute stieß sie im Laufe der Unterhaltung das Klagegeschrei aus: „Was ist man hier? Hier werden sogar Bürgerliche am Hof empfangen!“

„Wohl meine Tochter, doch nur, wenn die Berechtigung vorhanden ist. Hoheit ist liberal und zieht keine engen Schranken. Wer sich durch Geist, durch Talent auszeichnet, ist Gast im Schlosse. Und wieviel genutzreiche Stunden wurden uns dadurch zu teil! Dein Vater, liebe Helene, dachte wie Du weißt, gleich seinem hohen Freunde und bezeichnete dessen Großherzigkeit als die Parole unseres kleinen Hoflebens.“

Helene vertrug nur dann Widerspruch oder Belehrung, wenn diese mit den Ansichten des Vaters oder des Herzogs motiviert wurden, doch wurde sie dann jedes mal ungrädig, da sie gewohnt war, rücksichtslos, beinahe tyrannisch zu befehlen, zu beherrschen. Unliebendwürdig ließ sie ihre Ungnade fühlen, winkte mit den Augen den fürstlichen Gemahl zu sich, bot ihm die Hand zum Kuß und rauchte an seinem Arme zu ihrer zweiten Schwester Serena, die einsam an einem Büchertische im Erker saß und mit gleichgiltigen, halb unwilligen Gesicht das Paar nahen sah. Sie war der gemeinsamen Unterhaltung entflohen, mit ganz anderen Augen hatte sie Dinge und Menschen auf der Reise beachtet, wie Mutter und Schwester. Sie feuerte im Voraus über die kommende Unterhaltung, legte ein Buch aus der Hand und gab knappe Antworten auf Helenens umfangreiche Fragen. Während sie sich so im Stillen langweilte und Gräfin Klotilde des weiteren mit ihrem auserwählten Kreise plauderte, hatte sich eine minder bevorzugte Gruppe um den prachtvollen Flügel versammelt. Aber es war nur Komödie, wenn sie anscheinend ein musikalisches Gespräch führte und in dem Notenfänger Umschau hielt. Unauffällig feierte hier Zonie und Spottlust ein amüsantes Fest, den Anlaß dazu war der Moment, wo das fürstliche Paar in wüchtiger Selbstherrlichkeit durch den Salon schritt. Leiter dieser heimtückischen Orgie war Herr Benedikt Heßen, ein schmaler, langhalsiger Mensch, zwar einseitig als Schriftsteller begabt und ohne Rang und Titel, trotzdem allen vornehmen Kreisen der Residenz unentbehrlich. Wieviel Geburts-, Hochzeits-, Sterbefarmen hatte Benedikt nicht schon gedichtet, wieviel Gelegenheits-Einakter nicht schon verfaßt und wie gewandt verstand er es, seine Stücke in Szene zu setzen, sowie lebende Bilder zu arrangieren. Seitdem nun vergangenen Winter auch noch Hoheit nach einer gelungenen Wohlthätigkeitsvorstellung im alten Schlosse seine Verdienste anerkannte, war Heßen quasi hoffähig, er wurde Mitarbeiter der Hauptzeitung nebst Regierungsanzeiger, offizieller Berichterstatter über Hoffestlichkeiten für erste illustrierte Zeitchriften, wie Theaterrezensent. Dabei schrieb er noch unermüdet kleine, gern gelesene Novellen, die er offenherzig für so inhaltreich erklärte, daß von einem Inhalte gar nicht die Rede sein könne. Aber er traf den Ton seiner Umgebung, beschrieb gelesene Toiletten, beobachtete Situationen, ohne jemand nahe zu treten, im Gegenteil, viele seiner Leserinnen fühlten sich schmeichelhaft berechtigt. Und dann die beliebten französischen Schlagworte, die er so trefflich anzubringen wußte! „D, Sie sind der charmante Dichter der reizenden Hofnovellen?“ fragte ihn einmal die junge Gattin eines kürzlich in die Residenz verlegten Geheimrats. Und die Antwort?: „Sie erweisen mir viel Ehre, gnädige Frau. Wohl möchte ich ein Dichter sein, doch bin ich nur ein Plauderer, und was ich nicht in der Gesellschaft an beliebten, fremdwortlichen Redensarten höre, hole ich mir aus meinem dicken Dictionär — der Reichtum, den mir mein Vater, der Dorfschulmeister war, am Sprachkenntnissen mitgab, ist längst vergeudet!“

Alle lachten und glaubten dieser trockenen ehrlichen Antwort nicht, es existierte überhaupt niemand, der den ewig persiflierenden Heßen genau gekannt hätte, obwohl er viele junge und alte Freundinnen besaß, die häufig genug seiner Dienste als Poet bedurften. Mit den meisten Backfischen stand er auf dem Vertrauensfuße, sie machten ihn zum Mitwisser von allerlei unschuldigen Geheimnissen, ließen sich gern von ihm beraten und er war ihnen auch in jeder

Beziehung ein guter Kamerad. Aber wehe ihm, hätte er sich in eine seiner jugendlichen Klientinnen verliebt! Arm, unschön, ohne „bon“, nur ein Poet — lächerlich! Und doch hatte der Arme unrettbar sein Herz verloren, besaß eine Muse, schwärmte für dieselbe in unzähligen Liebesliedern!

„Capristi, nicht zu laut,“ bat Benedikt seine Kunde, in der namentlich ein Neuling, ein Doktor der Medizin, Friedrich von Renka, unerfättlich war in Fragen. Ihm war es unbegreiflich, daß eine so wunderschöne Frau wie Helene, einen so häßlichen, langen, dünnen Gatten erwählen konnte, dessen gelbes durchfurchtes Gesicht mit den tiefliegenden Augen wohl den seinerzeit alles genossenen Lebemann, doch wenig Geist verrieten. Trotz seines tadellosen Gesellschaftsanzuges Geß zur Unannehmlichkeit, trotz seiner überlegenen höhnischen Mienen und seines Monokles imponierte der Fürst niemanden, er erweckte mehr Neugierde und Spott und Renkas Frage: „Wie kam diese Verbindung zu stande?“ war nicht verwunderlich. Ein alter Hofopernsänger gab ihm Bescheid: „Die kalte Schöne wollte eben solchen Mann und nennt ihn den einzig echten Kavaliere! Ihr Vater war sehr gegen ihre Wahl, doch sie setzte ihren Willen durch und beglückte mit ihrem Reichtum in der kleinen Hand den gänzlich verschuldeten Sarmaten.“

„So besitzt er kein Fürstentum?“

„Nur den Titel eines Fürsten,“ mischte sich Heßen ein. „Sein Besitz ist seine Frau, diese ist wieder unumschränkte Souveränin über ihn und die Familie. In diesem Gatten hat sie, wie es scheint, einen willenlosen Sklaven gefunden, obgleich ich ihm nicht traue. Sie kommen aber sehr gut mit einander aus, da er in seiner Gefügigkeit versteht, elegant Geld zu verschwenden und sie viel Hochmut aber wenig Herz besitzt.“

„Aber, pardon, die ungerechte Laune der Natur, die Fürstin Helene so schön und ihre Schwester, Komtesse Serena, sehen Sie nur hier, ihre Häßlichkeit ist doch unbestreitbar.“

„Ja, der sonnige Süden hat unsere herbe Jungfrau weder schöner noch liebenswürdiger gemacht, sie ist noch ebenso mager und eckig wie sonst und besitzt noch immer nicht die Eitelkeit, die geistvolle Höhe ihrer leuchtenden Stirn durch eine geeignete Frisur zu mildern. Sie ist das Patentkind des Herzogs, war der Liebling des Vaters und hat schon zwei Entlobungen zu betrauern. Einmal war es nur eine Konvenienz-Mariage, aber das zweite mal der Häßlichen Herz beteiligt, sie wurde schönere von einem bildschönen, nur um ihren Reichtum werbenden Rittmeister getäuscht. In diese schwer zu überstehende Unglückszeit fiel nun auch noch der Tod des Vaters und damals, als ich zufällig in früher Morgenstunde der Komtesse am Sarge des Verunglückten begegnete, bekam ich eine gänzlich andere Meinung von ihr. Der Verstorbene war ein wirklicher Edelmann, ich vermochte nur wenig in meiner Bewegung zu sagen, sie verstand mich trotzdem und sagte weich: „Ich habe geklagt, gemurrt, jetzt aber weiß ich, daß es noch größere Schmerzen giebt als die über ein falsches Herz und über eine aufgehobene Verlobung.“ Dabei zeigte sich in ihrem Auge, auf ihren Zügen, ein wunderbarer Schimmer, sie wurde schön in ihrer Trauer, o sie hat Gemüt! Ihr müßtet sie nur einmal die Lasten bemeistern hören, sie ist ein Charakter — doch siehe da, unser Nesthäkchen —“ unterbrach Heßen plötzlich seine Lobrede und wandte sein Gesicht dem Eingange zu, in dessen Rahmen Margarete, die dritte und jüngste Tochter der Gräfin inmitten einiger Freundinnen erschien. Sie war ein entzückendes Geschöpf, sehr verzogen und, nach einem verbürgten Gerüchte, in ferniger Arwüchsigkeit einer Pension in der Schweiz entflohen. Mühsam wurde sie nur unter den Augen der Familie unterrichtet, da man nicht die Energie ihr gegenüber besaß, sie abermals einem Erziehungsinstitut zu übergeben, jedoch alle Tage diesen wunden Punkt erörterte, aber Gretel wußte alle Entschlüsse in dieser Hinsicht zu vereiteln. — Ihre blitzenden Augen fuhren im Saale umher, bis sie die Schwestern entdeckte, dann zog sie eine Grimasse, aber mit kühnem Entschlusse eilte sie dennoch auf den Erker zu. Die jungen Dämchen hatten miteinander getanzt, sie waren aber zu der Einsicht gekommen, ohne Herren sei dies ein zweifelhaftes Vergnügen und wollten deshalb ein offizielles Tänzchen veranstalten. Ohnmächtig erwiesen sich Margaretes Bitten und Schmeicheleien. Serena sagte nur: „Es ist unpassend“ und Helene fand nicht genug Worte, ihr Erstaunen, ihren Unwillen über solchen Anmut auszudrücken. Und wenn die Verzogene auch wieder betonte: „Mama wird nichts dagegen haben,“ sie wurde unter erneuten Belehrungen abgewiesen und zog mit schmolldem Gesichtchen nebst ihren Gespielinnen in ein anderes Zimmer, um sich mit Kartenschlagen zu unterhalten. Die jüngeren Herren folgten verstoßen, auch von Renka, dessen heimlich Erkorene, Natalie von Garbrecht, sich ebenfalls unter den jungen Mädchen befand; lautes Gelächter bewies alsbald, wie gut man sich unterhielt und daß das verbotene Tanzvergnügen geschwind verschmerzt war.

Benedikt Heßen näherte sich indessen Komtesse Serena und eine

Pause in der Unterhaltung benützend, fragte er mit fecker Gelassenheit: „Wie fanden es Gnädigste in Rom?“ Die Fürstin wandte sich langsam, erst dem Schriftsteller, dann ihrer Schwester zu. Sie erwartete eine den kühnen Frager vernichtende Antwort, Serena zeigte auch ihre kälteste Miene, sah Heßen scharf an und fragte nach einer Pause mit abweisender Reserviertheit, „warum erkundigen Sie sich?“

„Aus Wißbegierde! Persönlich werde ich armer Sterblicher wohl nie nach der ewigen Stadt kommen und aus Ihrem, gestatten Sie den Ausdruck, so strengen Munde, vernehme ich sicher treuere Schilderungen, als ich sie in allen meinen Büchern finde.“

„Liebe Schwester, ich schlage Dir vor, daß Du diesem Herrn von — von —“

„Heßen, einfach Heßen, nicht „von“, wenn ich bitten darf,“ belehrte Benedikt die Fürstin mit Humor.

„So, ach, also, daß Du ihm Deine Erlebnisse in die Feder diktierst.“

„O, zuviel der Güte,“ entgegnete er, ohne von der Malice gefränkt zu sein, und sofort zu einem böshaften Seitenhieb ausholend: „Wie lange ersehnte ich schon die Gelegenheit, eine Dame, wie Eure Durchlaucht, an der Seite den hochfürstlichen Gemahl,

zu lernen. Solch' ein Studium, solch' ein Anblick vollendeter Aristokratie und Adels-höhemangelte bisher meiner bürgerlichen Dichterseele!“

Helene sah ihn frappiert an, ihr Gatte riß die Augen weit auf, er nahm die Schmeicheleien, im be- teuernsten Tone, für völ- lig bare Münze und murmelte wohlgefällig etwas von protegiere. Nur Serena durchschaute den Schelm, es stieg wie zorniger Un- mut in ihr auf und über den kaum ver- steckten Hohn, sie bezwang sich jedoch und ein Blick in das von vielem

Humor durchzuckte Gesicht des Spottvogels, machte sie lächeln. Daher begann sie nun zu erzählen, in so anziehender, fesselnder Weise, daß sich allmählich ein Kreis von Zuhörern versammelte. Wer hätte von den anwesenden Herren wohl fragen dürfen? Benedikt hingegen, der wohl belesen war, entlockte der Erzählerin eine Fülle kleiner Details, auch Gräfin Klotilde lieferte einige Beiträge, ein Diener mußte die aus Italien mitgebrachten Ansichten bringen und eine geistvolle Plauderei wurde allgemein. Jetzt durfte auch dieser oder jener Kavaliere eine Frage wagen, ohne wie gewöhnlich befürchten zu müssen, durch eine gründliche Querfrage Serenas erst verwirrt und dann lächerlich gemacht zu werden.

„In Ihrem nächsten Romane finden wir wohl das Gehörte gedruckt wieder, Herr Heßen,“ fragt freundlich eine der Damen, die vermittelte Regierungspräsidentin Brun.

„Wahrscheinlich. Es wäre schade, wenn ich die Gelegenheit, anderen mit solcher Schilderung Freude zu machen, vorübergehen ließe.“

„Aber ich bitte Herr —“ wehrte die Fürstin ab.

„Ihre Worte getreu zu wiederholen? Nein, das ist mir nicht möglich,“ die Fürstin errötete vor Zorn, da sie das Gegenteil sagen wollte, der Poet ließ sich aber nicht einschüchtern und bat mit ironischer Schwermut, nicht so bald auf sein neuestes Werk zu

hoffen, da ihm herzogliche Hoheit sein Jagdtagebuch zur redaktionellen Bearbeitung gesendet und in einem höchst eigenem Hand- billet die Zeichnungen angewiesen, sowie den Termin zur Ver- öffentlichung bestimmt habe.

Abermals riß Rydejeff seine Augen auf und räselte: „Auch ich werde nächstens Tagebuch auspacken, mit Ihnen sprechen, hoch interessant!“ dieses mal gab Serena keine persiflierende Antwort Heßen zu, denn sie sagte: „Pardon, nach Hoheits Jagdfahrten kommt erst Herrn Heßens neue Novelle, von der ich bestimmt hoffe, daß sie mir die schönen Tage unter den Himmel Italiens zurück zu zaubern versteht.“

Heßen verneigte sich und sagte dann ernstern Tones: „Ein anderes Ereignis wird mein Vorhaben gänzlich in den Schatten drängen, ein berühmter Weltreisender und Forscher wird in diesem Winter bei Hofe ständiger Gast sein.“

„Wer, wer?“ schwirrten die Fragen.

„Dr. Alfred König.“

„Habe nie von dem Manne gehört,“ bemerkte der Fürst und seine Gemahlin pflichtete ihm bei, „auch ich nicht, Nikolaus.“ Serena ereiferte sich aber darüber und sagte scharf: „weil Euch dergleichen nicht interessiert. Selbst der Kaiser hat diesen mutigen, berühmten Forscher empfangen, ah, endlich wieder gehaltvolle

Stunden in Aussicht!“ und damit ging sie angeregt zum Flügel, nach kurzen Präludium alles um sich vergessend und sich dermaßen als empfindende Meisterin be- zeigend, daß alle Debatten ringsum in andachts- vollem Schweigen verstummten.

„Ach,“ seufzte die Fürstin beim Zubett- gehen, „welche Sorge machen mir meine Schwestern,“ „ach,“ seufzte auch die Grä- fin Klotilde, als ihr die Töchter gute Nacht gesagt hatten, „was wird aus meinen Kindern, lebte doch mein Erich noch. Helene



Das Denkmal der deutschen Burschenschaft.

mit ihrem Standesbewußtsein, Serena mit ihren unbedenklichen Kaprizen und Margarete so ungenügend erzogen!? Doch ich will mich nicht grämen, ist es mir doch prophezeit worden, die letzten der Turms, meine Töchter, würden sich nur an Fürsten, an allerhöchste Namen vermählen, bei Helene ist es eingetroffen und die anderen? Mit dieser großen Frage sank die gute Gräfin in einen festen, gesunden Schlaf!

Es wurde Spätherbst, das herzogliche Paar weilte seit einem Monate wieder in der Hauptstadt seines Ländchens, das Hoftheater hatte seine Pforten wieder geöffnet, die bevorzugten Sängerinnen stritten sich wieder um dankbare Glanzpartien und das Publikum war geteilter Ansichten über Sudermanns „Johannes“ und Wil- denbruchs „Kaiser Heinrich“ und sein Geschlecht. Beide Dichter waren bei der Aufführung ihrer Werke zugegen, hochgeehrt von den Theaterbesuchern, vielfach ausgezeichnet von Sr. Hoheit, dessen Gäste sie gewesen. Sie waren wieder abgereist, der erste glänzende Hofball war auch vorüber, die kleineren Feste, die Bälle des Adels, des Offizierkorps schlossen sich an, auch ein Hofkonzert mit einem berühmten Pianisten und einer Geigenkünstlerin aus Australien hatte stattgefunden, endlich hieß es: der berühmte vielgenannte Doktor Alfred König ist angekommen. Hoheit behalten ihn aber einstweilen gänzlich für sich.

[Fortsetzung folgt.]

→ Heimweh. ←

Ein Liebesgeschichtchen von Luise Blaf.

(Nachdruck verboten.)

Oktober wars, Lesezeit: Arbeit, Fröhlichkeit, Waldhornblasen und Raketenwerfen. Das Wachholdermariechen aber, das überall aushilft und sonst allezeit fröhlich ist, läßt den Kopf hängen und weiß nur halb warum.

Sie nannten sie die Waisennarie, denn sie war bei fremden Leuten aufgewachsen und hatte nur einen Pflegebruder übrig behalten: den Walter Franz, den besten Burschen im Land, den gescheitesten Kopf, und ihr Liebster war er auch, — wenn er nur nicht so phantastische Zukunftspläne gemacht hätte!

Da kam er, um sie abzuholen; im heißen Lauf nahm er die Weinbergstreppe und schon von fern rief er ihr zu: „Suche, Mädchen! Jetzt kommt das Glück! jetzt können wir heiraten!“

Sie setzte sich auf die Steinbank, so zitterten ihre Knie. Das Glück? Heiraten? das war ja gut. Da konnte die Mühme, die ihnen aus Freundschaft haushielt, wieder aufs Dorf —

„Freilich sieht das Glück anders aus, wie wirs uns träumen, das ist nun so — das Leben giebt uns nur das rohe Eisen, schmieden müssen wirs uns schon selber.“ Und dann erzählte er, daß ihm in Newyork eine Stelle angeboten sei, von einem Vaterbekannten, der drüben sein Glück gemacht hatte.

„Wir sind jung, Jugend muß tapfer sein.“

Mariechen sah über die Nebenhügel hin und sagte mühsam: „Nach Amerika!“

Ihm wurde unbehaglich zu Mute. Ja, freute sie sich denn garnicht? — Auf einmal sagte sie: „Wenn Du noch wartetest, bekämst Du gewiß hier eine ebenso gute Stelle.“

„Nein, so eine Krieg' ich hier nicht, hier kommen wir nie auf einen grünen Zweig, dort brauchen wir einfach hinaufzulegen. Wenn Du mich lieb hast, freust Du Dich, daß wir endlich so weit sind. Und denkst an nichts, als daß wir da drüben glücklich sein werden.“

„Da drüben,“ sagte sie wehmütig, streichelte ihm aber dabei die Hand, als wolle sie etwas abbitten.

Wie sie nachher durch die Stadt gingen an den alten Kirchen vorbei mit dem gotischen Bierrat, an den Denkmälern, deren Marmorleiber leuchteten, durch trauliche Gassen und stolze Brunnenstraßen, da sagte sie: „Das soll ich nie wiedersehen!“

„Ei, warum denn nicht? Später.“

„Nein, ich seh's nicht wieder, ach, es ist zum Herzbrechen.“

Das Heimweh rumorte auch bei ihm, aber sie sollte nichts davon merken, damit sich ihres nicht daran stärke. Stumm ging er neben ihr weiter.

Sie führte ihn nach dem Friedhof. „Wer würde nun die Gräber der Eltern pflegen?“

„Wir tragens dem Totengräber auf — an die Toten denken ist mehr, als Rosen für sie pflanzen.“

Er hatte ja recht, und doch machte sie's Weinen, daß hier der Totengräber hantieren sollte, dem alle Gräber nur eine Nummer waren. — Von den Bergen stiegen Raketen auf, irgendwo saßen sie: „Morgen muß ich fort von hier.“

Da schluchzte Marie hell auf: „Ich kann nicht, ich kann nicht.“

Franzens gutes Gesicht wurde blaß. „Komm heim,“ sagte er freundlich, „Du besinnst Dich noch.“

Sie besann sich, ach Gott, „so viel“. Sie bedachte sich an Tag und bedachte sich bei der Nacht, aber sie kam zu keinem anderen Schluß: Ich kann nicht. — Ob sie an künftigen Reichtum dachte oder an den gesegneten Ehestand, das Heimweh verdunkelte alles: Ich kann nicht.

Er sagte ihr, daß er nicht mehr zurück könne — das verschärfte ihr Herzweh, aber half ihr nicht.

Die Mühme dankte ihrem Herrgottle, daß sie wieder aufs Dorf durfte — ein Tag kam, da fuhr der Franz früh davon und die Mühme am Mittag. „Behüt Dich Gott,“ sagte er, „wenn Dir's leid wird, komm nach.“ — Sie aber schüttelte den Kopf und bat mit matter Stimme: „Komm wieder!“

Die guten Leute und Nachbarn fandens recht verständig, daß er erst mal auf die Probe hinüberginge. Mariechen aber saß im Haus und sehnte sich zwiefach: Mit ihren lebendigen Wirklichkeitsgedanken nach dem Franz und mit ihren Phantasiegedanken in seiner Seele nach der alten Heimat.

Er schrieb ihr, daß ers reichlich gefunden, wie mans ihm versprochen gehabt, und daß auch über Newyork die Sonne aufgehe und der Mond sich runde und dahin schwinde in ewigen Wechsel, wie daheim.

Sie weinte, als seine Stimme so vernehmlich aus den festen Buchstaben zu ihr redete, aber die Kette, die sie an die Heimat schmiedete, schien mit jedem Tag fester zu werden. Das Antworten wurde ihr blutfauer, da kam ein zweiter Brief: Bist Du krank? warum schreibst Du nicht? das ist unrecht von Dir!

Nichts von der Schönheit und dem guten Leben dort, wie das

erste mal. — Es geht ihm schlecht, dachte sie, Vater im Himmel, was soll ich thun?! — Sein froher Brief hatte sie nicht irre gemacht, jetzt, wo er bange schrieb, wurde sie unsicher.

Sie schickte gleich eine Karte: sie sei gesund, aber wies ihm gehe? und zuletzt: Die Gräber sind noch alle grün. — Dann trug sie Kränze hinaus und kämpfte mit ihrer Sehnsucht.

Wie sie so dasaß in ihrer Ratlosigkeit kam der Probst gegangen, der die Waisenkinder einsegnet. Der grüßte sie freundlich und fragte: „Wann gehst denn nun nach Amerika, Mariechen?“

Sie sah ihn verwirrt an. Gar nicht zweifelhaft wars ihm, daß sie nach Amerika ginge? Rechnete er denn für nichts, was sie hier festhielt? — Und da strömte es der Schüchternen plötzlich über die Lippen; von den Bergen ringsum und dem Neckar, und der Heimaterde und den Gräbern, die sonst keiner lieb hatte.

„Soja?“ — Der Probst sah Mariechen nachdenklich an, und sie schaute ihm flehend in die Augen. — Ach, daß er doch sagen möchte: Du hast recht mein Kind, Du bist eine Heldin, Dein Leiden wird Dir im Himmel vergolten werden.

Er aber fragte: „Hast Du ihm denn gesagt, daß Du ihn nicht mehr liebst und freigiebst?“ — „Nein,“ antwortete sie erschrocken.

„Ich lieb' ihn doch noch! Komm wieder, habe ich gesagt.“ Der alte Herr schüttelte den Kopf: „Das ist mir eine wunderliche Liebe. Du bleibst daheim im behaglichen Gleis, er geht in die Welt und arbeitet für Euch. Statt ihm ein Stück Heimat in die Fremde zu pflanzen, willst Du ihn übernommenen Pflichten abspenstig machen. Komm wieder, hast Du gesagt? Ja, wenn Du mitgegangen wärest, Dich mit ihm durchgekämpft hättest durch Leben und Heimweh, und Ihre hättets erreicht, dann dürftest Du bitten: nun komm heim! nun wollen wir dem Vaterlande bringen, was wir der Fremde abgerungen haben.“

Mariechen sah den alten Herrn entsetzt an: also nicht einmal recht hätte sie gethan bei all ihrem Weh und ihrer Sehnsucht? Sie fing bitterlich an zu weinen.

„Mein gutes Kind, vergiß Dich selber und denke nur an den andern, und dann sage mir, was Du thun willst. Wo Du hingehst, da will ich auch hingehen, wo Du bleibst, bleibe ich auch, der Tod muß Dich und mich scheiden. Du sprichst Liebe und Treue.“ Darauf ließ er Mariechen mit ihren Thränen allein. Zwei Tage später waren die Gräber nicht mehr grün, nackter Frost färbte sie braun; dann kamen schüchterne Schneeflocken, die das Land einzuhüllen versuchten; aber immer schmolzen sie wieder, und Mariechens Herz that weh, wenn sie kamen, und weh, wenn sie gingen: „Nun ist er allein in der langen Dunkelheit in der Fremde.“

Die Adventsunruhe begann, die Läden putzten sich auf, sogar von Tannenbäumen war schon die Rede, und kein Brief kam von drüben. — „Er ist krank — keiner pflegt ihn — er stirbt.“

Jetzt schneite es ein, die Flocken blieben fest und bauten einen Wall auf, der Mariechen eine Kerfermauer schien, die sie auf ewig von ihrem Franz trennen wollte.

Da riß sie ihr Tüchlein vom Nagel, lief zum Probst und rief ihm schon in der Thür entgegen: „Ach, helfen Sie mir! ich muß zu meinem Franz, er darf doch Weihnachten nicht allein sein.“

Der Probst half; er redete dem zitternden Herzen Mut ein, er übernahm das Häuschen, er beschaffte das Reisegeld, er besorgte die Papiere, er belehrte sie über Reise und Seefahrt. — So kam sie schnell fort, noch halb im Traum gelangte sie aufs Schiff; dann aber hatte sie eine Woche Zeit zum denken und bangen. — Sie spürte nichts von Wellen und Sturm, sie sah immer nur rückwärts drei verschneite Hügel und vorwärts ihren Franz, einsam in winterlicher Dunkelheit, mit Heimweh und Sehnsucht im Herzen.

An einem frostklaren Morgen lag ihr Dampfer im Hafen. Franz hatte recht. Die Sonne schien hier wie daheim — eine sanfte Hoffnung drang in Mariechens wundes Herz; nun war sie bei ihm. — Freilich, ehe sie sein Zimmer gefunden hatte, berging noch eine bange Zeit, endlich aber stand sie davor und die Wirtin verstand sogar deutsch.

„Herr Franz Walter? Kommt erst um sechs Uhr aus dem Geschäft.“

Mariechen durfte warten. Die Wirtin war gar zu neugierig, was das geben würde; gewöhnlich freuten sich die hübschen, jungen Männer nicht, wenn ihnen Eine von zu Hause nachgereist kam. — Diesmal aber hatte sich die weltkluge Frau geirrt. Als Franz die Thür aufriß und des Mädchens ansichtig wurde, das immer noch in Gut und Tüchlein ganz still am Fenster saß, stieß er einen richtigen Weinbergsjuchzer aus, umfaßte sie und hob sie hoch in die Luft.

„Mariechen, mein Wachholder-Mariechen! Gott sei Dank, daß Du da bist!“

Da fiel das letzte Stück der Kette von ihr ab. „Ja, Gott sei Dank, daß ich da bin.“



„Ich hört' ein Bächlein rauschen“. Motiv aus dem Ilse-Thal, Harz.

Das Pflegekind.

Roman von Elsbeth Meyer-Förster.

[Nachdruck verboten.]

Die Brinkmanns lebten nicht übermäßig sorgenlos, aber sie lebten das Dasein von Menschen, die sich mit ihrem Schicksal bescheiden, und die Arme nicht nach unmöglichen Glücksgütern ausstrecken. Zwei Witwen — eine junge und eine alte, Mutter und Tochter — bewohnten sie mit dem kleinen Paul, dem Sohn und Enkel, ein kleines Quartier in Berlins Vorstadt, weit draußen, wo die Gluthen der Millionenstadt verebben, und kleinstädtische Ruhe und Behaglichkeit zu beginnen scheinen. Wie es das Los der Witwen ist, war es auch das ihre, sich im stillen Lebenskreis der alleinstehenden Frau ohne Aufsehn und Variationen fortzubewegen, den eng gezogenen Pflichten nachgehend, die in der Erziehung des Kleinen gipfelten.

Still und bescheiden, wie sie beide selbst, wäre der Kleine eine völlig anspruchslose Existenz gewesen, wenn sie nicht in übergroßer Zärtlichkeit ihn zum Inhalt ihres ganzen, beiderseitigen Daseins, aller ihrer Hoffnungen, Wünsche, aller ihrer Schmerzen und Freuden gemacht hätten.

Es war vielleicht zu viel, was so Jahr aus, Jahr ein an Uebergewalt der Liebe auf den Knaben hereinbrach; sein zartes Dasein schien dem Ansturm nicht gewachsen. Denn je mehr er heranwuchs, desto stiller, verschlossener wurde er, desto mehr begann er einem kleinen, ernsten Herrn zu gleichen, der sich keinen Ueberchwang der Freuden mehr gestattet. Mit zehn Jahren hätte er als Musterkind gelten können, was seine tadellose Artigkeit, seine Stille, unmensliche Folgsamkeit und Bescheidenheit betraf. Aber sein Gesichtchen war bleich, sein Blick voll schwermütiger Frage, und der kurze Fuß, der ihn von Geburt an mißstaltete, schien schwerfälliger und unfroher zum Laufen zu werden von Tag zu Tag.

„Der Junge war zu einsam,“ sagte der Arzt. „Er wehlt. Ihm fehlen Geschwister. Geben Sie acht, daß er nicht ganz melancholisch wird.“

Die ärztliche Mahnung veranlaßt größte Bestürzung im Hause. Wenn das Kind melancholisch wird, wenn Paulchen nicht mehr mit seinen kurzen Säßen durch die Stuben eilen wird, mein Gott, wie wird ihnen da zu Mute sein? Diese beiden Frauen, Mutter und Großmutter, leben ja nur in dem Kinde, das Stelzen des kurzen Fußes ist in seinen verschiedenen Abstufungen der Gradmesser für ihr bißchen menschliches Leid und Freud, und der Ausspruch des Arztes versteht sie in dumpfe Beklemmung.

Ja, wenn Paulchen Geschwister hätte! Den ganzen Tag kurfiert dieser erfolglose Wunsch zwischen ihnen; die Großmutter blickt die Tochter an; diese verstohlen während ihrer Küchenarbeit immer wieder zur Großmutter hin. Sie grübeln über den Worten, die eine so neue Perspektive für das Dasein des Kindes eröffnen. — Endlich kommt der Großmutter ein Blitzstrahl der Erleuchtung: „Wir nehmen ein Pflegekind.“

Nach Tagen der Beratung, Tagen der Aufregung in dem sonst so stillen Hausstand wird die Sache perfekt gemacht. Die Großmutter schreibt an die Armendirektion in ihrem ostpreussischen Heimatort: Sie bäte um „ein Waisenkind“. Und überpünktlich, ja mit der Promptheit eines Eilpaketes, trifft das kleine Unglücksweesen in Berlin ein.

Es ähnelt durchaus nicht einem verhungerten Zieglein, wie die mitleidige Großmutter von vornherein vermutete. Es ist vielmehr ein dickes, hübsches, dralles Ding, von strotzender Gesundheit, das in das kleine Hauswesen hineinwirbelt wie ein Sturmwind. Annette heißt es. Aber die Großmutter, die den Namen für „ausländisch“ erklärt, tauf't's in Nettchen um.

Es macht sich's gleich schön mollig und bequem im Hause, langt sich sofort ein Glas Bier vom Tisch, das für die schwächliche Mutter hingestellt war, und springt dann der Großmutter auf den Schoß, von dem es den Paul hinterstößt.

Alle sind etwas deprimiert. Sie dachten sich mehr so ein lenkames Waisenkind, mehr automatenhaft, das mit dem Paul spielt, wenn es spielen soll, und dann für die übrige Zeit wieder hübsch zusammenzurollen und beiseite zu legen geht.

Dabon ist aber bei Nettchen nicht die Rede. Das müssen sie bald einsehen lernen.

Das Nettchen dominiert gar bald im Hause. Es ist geschwätzig wie eine Elster, wild wie ein Bock, und führt das große Wort. Mit dem Paul geht's garnicht sanft um. Er springt ihr nicht rasch genug, was er macht ist alles schwächlich und halb, seine Peitschenschmitze gehen von selbst auf, wenn er tüchtig ist es blaß wie Wasser, was er klebt fällt auseinander, und das Nettchen giebt ihm Püffe damit er's besser macht.

Eines Tages wird die Mutter gewahr, daß Nettchen den Paul schlägt, sie ruft die Kleine herbei und schiebt sich an die Rute für sie zu gebrauchen. Da schreit Nettchen gellend auf: „Ja, schlägt mich nur, — ich bin ja ein Waisenkind.“

Die Mutter läßt die Rute sinken und ist ganz blaß. So er-

schreckt haben sie Nettchens Worte. Die Großmutter tritt rasch hinzu und nimmt die Rute fort. „Schlag sie nicht,“ sagt sie, „es ist ja wahr, sie ist ein Waisenkind. Sie sollen uns nicht nachsagen, daß wir sie schlecht behandelt hätten.“

So trägt Nettchen von vornherein den moralischen Sieg aus dieser Angelegenheit davon. Seit diesem Tage wagt keine der Frauen ihr noch einmal mit Züchtigung zu drohen. Ja, selbst zu dem kleinen Paul, der abends in seinem Bette über einige von Nettchen erhaltene Stöße sich weinend beklagt, sagt die Mutter, ganz unter dem Einfluß der gegen sie gerichteten Anklage: „Schlag sie nicht wieder, wenn sie Dich schlägt. Sie ist ein Waisenkind.“ Dem Paul will zwar nicht einleuchten, was daran so Bedauernswertes sein soll; er, so schwächlich und klein, mit seinem kurzen Fuße kommt sich viel waisenkindmäßiger vor als das starke, kräftige Nettchen. Aber er nimmt die Worte der Mutter auf Treu und Glauben hin und giebt sich zufrieden.

Nach und nach gewöhnt er sich an die wilde Schwester, und bald ist sie ihm, so sehr sie ihn auch tyrannisiert, unentbehrlich. Die Frauen sehen das, sie atmen auf. Im Innern ist ihnen das allzu feste Ding, das den kleinen Paul so ganz in die Gewalt bekommt, fast zuwider, aber da sie den Jungen heiter und glücklich sehen, fügen sie sich.

Paul nimmt täglich seinen Weg in's Real-Gymnasium, Nettchen besucht die Gemeindegemeinschaft. „Wir sind einfache Leute,“ sagt die Mutter, „wir können kein Fräulein aus Dir machen.“ Sie muß mitunter der Pflegemutter, die keinen dienstbaren Geist besitzt, in der Küche helfen, abtrocknen, Keller spülen und dergleichen. An diese häuslichen Pflichten, zu denen sie herangezogen wird, knüpft sie ihre Vergeltungstaktik.

„Großmutter,“ sagt sie bei Tisch, als zum Geburtstag der Mutter ein paar Bekannte da sind, dürftige Beamtenfrauen, die für ihr Leben gern dahinter kämen, ob der Luxus eines Pflegekindes nicht irgend welchen gewinnlüchtigen Absichten entspringe. „Großmutter, was bin ich bei Euch im Hause?“

Die Großmutter, die sich schon aus Angst vor Nettchens Ueberfällen einen Platz außer ihrer Nähe gewählt hat, wird rot und blaß in Erwartung der kommenden Bosheit. „Ach laß mich sein,“ wehrt sie ab, „was sollst Du bei uns wohl sein?“

„Was bin ich bei Euch im Hause?“ fragt Nettchen zum zweiten male mit unerschütterlicher Ruhe.

„Was will das Kind?“ sagen die Bekannten, die jetzt die Gelegenheit erspäht zu haben glauben, wo ihre Ahnungen sich bewahrheiten, daß dem Kinde irgend welche Ungerechtigkeiten widerfahren wird, — „immer sprich mal, Kleine.“

„Köch'che (Köchin) bin ich bei Euch im Hause!“ ruft Nettchen triumphierend. „Die ganze Schule sagt, daß ich bei Euch im Hause Köch'che bin. Aber ich thu' es gern. Ich friere ja mein Essen und Trinken dafür.“

„Gott, was 'ne Mariell!“ flüsterte die Großmutter, ganz verstört. „Was müssen die Menschen wohl von uns denken?“

Die Bekannten thun zwar, als hätten sie Nettchens Worte nicht ganz verstanden, oder ihnen nicht genügend Beachtung geschenkt; aber als sie sich verabschieden, drücken sie der Hausfrau rasch und scheinbar erregt die Hand. „Sie ist ein Waisenkind,“ flüstern sie. „Seien Sie nicht zu hart zu ihr.“ Und nach diesen Worten, gegen die sich die Sprachlose in ihrer Betroffenheit garnicht zu verteidigen weiß, gehen sie davon, ganz erfüllt von dem Gedanken an das unterdrückte Waisenkind.

Nettchen und Paul werden größer, und so oft die erstere auch noch eine Tracht Prügel verdient, dank ihrem Talente das Los eines Waisenkindes von vornherein dramatisch zu schildern, entgeht sie jeder häuslichen Exekution. Sie hat eine Art übernatürliches Gewissen in den Seelen ihrer Pflegerinnen aufgeweckt, gegen das sich diese erfolglos wehren.

Bald entwickelt sich in Nettchen eine starke Neigung, nur Knaben ihres Umgangs zu würdigen, während sie gegen Mädchen völlige Gleichgiltigkeit an den Tag legt. In der That sind bald alle Jungen der Straße hinter ihr her, und bei deren wilden Spielen nimmt sie die Rolle einer Mädelsführerin ein.

Eines Tages hat Paul sehr vornehmen Besuch. Die Söhne des Majors, die im Vorderhause wohnen, sprechen mit einer sich auf Schulaufgaben beziehenden Ausrede bei ihm vor, im Grunde kommen sie jedoch Nettchens halber.

Sie schleppen ihren kleinen Bruder im Gefolge mit sich, der bereits ein starkes Bewußtsein seines militärischen Herkommens besitzt, und auf die Frage von Pauls Mutter, was er einmal werden wolle, vernehmlich antwortete: „Kottepeefährnis.“

Inzwischen aber futtert er die ihm angebotenen gebratenen Äpfel, und auch seine Herren Brüder sind in diesem Punkt nicht unzugänglich.

Nettchen ist wie vom Schnürchen los. Die Gymnastiken, das weiß sie, sind nur ihrethalben gekommen, und es schmeichelt ihr ungeheuer, an Stelle der Strajenjunges diese kleinen, pomadisierten Herren zu Verehrern zu haben.

Je abweisender Paul gegen die Fremden wird, desto ausgelassener wird sie selbst. Endlich geschieht das, was dem Paul ein Verrat an seinem ganzen Dasein dünkt, die Zungen halten Nettchen fest und rauben ihr Kisse. In seiner atemlosen Angst läuft Paul zur Mutter und holt sie herbei. Die Angelegenheit endet für Nettchen mit den Ohrfeigen, die ihr im Buche des Schicksals von Anfang an bestimmt waren und sich nur durch die besondere Gunst der Umstände verzögert hatten. Die Majorsöhne machen sich kleinlaut davon, und folgen errötend dem Portepfehmrich, der bereits den Rückzug angetreten hat.

Seit diesem Ereignis ist das Verhältnis zwischen Pflegeeltern und Pflegekind ein natürlicheres geworden, das Eis ist gebrochen, Nettchen erhält ihre Portionen in angemessenen Zwischenräumen von je zwei Bosheiten oder Wildheiten, sie nimmt diese Beweise verspäteter Strenge zuerst mit verblichtem Erstaunen entgegen, entwickelt sich aber wie die Blume im Sonnenschein bei dieser neuen Art der Pflege. Ja, bald überfällt sie ein wahrer Janatismus der Selbstzerknirschung, sie möchte nur immerfort gezüchtigt sein, weint bittere Thränen wenn die Frauen sie schonen, und setzt durch ihre herzbewegenden Bitten es ihr „recht ordentlich“ zu geben, ihre Umgebung in fast noch größerer Verlegenheit wie vordem durch ihre zeternde Angst. Wenn sie der Pflegemutter ihre unschuldige Schulter hinhält mit der Aufforderung ihr „eins drauf zu geben, daß es nur so knack“, so bringt sie die einfache Seele in tödlichste Verwirrung; denn obgleich Frau Brinkmann sich geschworen hat, das Regiment der Strenge festzuhalten, um nicht wieder in den vorherigen Zustand der absoluten Machtlosigkeit zu geraten, wird es ihr sehr schwer, dieser kleinen Büßenden gegenüber ihre Prinzipien festzuhalten. Allein Nettchens Talent, das Haus durch die ausgesuchtesten Nothheiten in Bestürzung und Angst zu versetzen, ist trotz aller fanatischen Bußanfalle immer wieder so groß, daß sie selbst ein glückliches Gleichgewicht zwischen Frau Brinkmanns Pflichten und Bedenken herstellt.

„Großmutter,“ sagt Nettchen eines Tages zu der alten Frau, die ihr in einer Art Angst am liebsten aus dem Wege geht, „was kost' bei Euch in Berlin Stub' und Rüd'?“

„Was Du man immer fragst,“ entgegnete die Großmutter ungemüthlich. „Du fragst die Menschen ein Loch in'n Kopf. — Was soll Stub' und Rüd' denn kosten?! Doch an fünfzehn, achtzehn Mark.“

„Nu — das is mir zu teuer,“ sagt Nettchen nachdenklich, „dann geht es nich. — Ich hab' mir doch wollen Stub' und Rüd' mieten, denn ich bin Euch man bloß zur Last. — Ich hab' gedacht, daß es so 'nen Thaler kosten würde, dann hätt' ich mir Stub' und Rüd' genommen. Aber gleich fünfzehn Mark — das is mir zu teuer. Dann muß ich noch warten bis es billiger wird.“ — „Sieh mal, Nettchen,“ sagt die Großmutter, und ihre Stimme zittert, „wenn ich Dir nu eins versehen möcht', dann wärst Du doch man Schuld. Du treibst die Menschen, daß sie Dir eins langens müssen, sie mögen wollen oder nicht. Nun bist Du Kröt' erst dreizehn ein halbes Jahr, und hast ein Mundwerk für 'ne fünfzehnjährige. Ich

weiß man garnich, wie das mit Dir werden soll. Für alles Gute, was man Dir gethan hat, kommst Du mit fecken Redensarten.“

„Ich nehme Stub' und Rüd'“, sagt Nettchen unbeirrt. „Dann kommt Ihr Sonntag zu mir hin und trinkt Kaffi bei mir. Das ist doch nichts Schlimmes, Großmama?“

„Ich red' nich mehr mit Dir,“ entgegnete die alte Frau erboht. „Ich könnte eben so gut in 'nen Stock 'reinsprechen. Ich glaube, Du machst Dich über uns lustig, Du.“ — — —

Die Großmutter hat so Unrecht nicht. Je größer Nettchen wird, je klüger und gewandter, je mehr sie über ihre Umgebung, über die beschränkte und gute Familie hinauswächst, desto stärker fühlt sie ihr geistiges Uebergewicht.

In der Schule ist sie die Wildeste und Keckste, aber mit dem schmeichelnden Blick ihrer unruhigen, braunen Augen besticht sie die Lehrerinnen und mehr noch die Lehrer, daß die Strafen nicht zu hart ausfallen. Sie hat ein genaues Bewußtsein ihrer bestechlichen Macht, und Unschuld mit weiblicher Koketterie zugleich spricht aus ihr, wenn sie zu Haus von dem Hauptlehrer erzählt: „Wenn ich ihn so recht ansehe, wird er ganz heiß im Gesicht.“

Die Pflegemutter, die einfache, schüchterne Frau, deren Leben nie etwas anderes als ein anspruchsloses Vegetieren war, wird fast von Angst ergriffen gegenüber dieser selbstbewußten, aus Unschuld und Raffinement zusammengesetzten Natur der Pflege-tochter. Oft zieht sie in ihrem Innern den Vergleich, der Ausdruck habe sein Ei in ihr stilles Nest gelegt, und sie wünscht fast, der Großmutter wäre niemals der Plan mit dem Waisenkinde gekommen, und Paul wäre allein geblieben, unberührt von kindlichen Wonnen und Freuden, aber auch unberührt von Schmerzen, wie sie das Nettchen vielleicht noch einmal über ihn bringt.

„Ich heirate mir den Kronprinz,“ sagte Nettchen, wie sie kleiner war. „Und wenn ich den nicht kriege, denn nehme ich Paul'n.“ An diese kindischen Worte muß Frau Brinkmann jetzt oft zurückdenken wenn sie die beiden größer werdenden Kinder beobachtet, und Bangigkeit krampft ihr Herz zusammen.

Die Jahre vergehen, und die Kinder wachsen heran; Paul nur vegetierend. — Nettchen voller Lebenskraft, unbezähmbar, vor Laune sprühend.

Noch immer verknüpft kein engeres Band das wilde Mädchen mit den andern Dreien; noch immer atmen Mutter und Großmutter auf, wenn die Pfliegerin auf Stunden für sie alle unschädlich gemacht ist, indem sie, seit sie die Schule verlassen hat, einer leichten Beschäftigung außerhalb des Hauses nachgeht. Nur Paul, obwohl ihn mit Nettchen kein Band innerster Sympathie vereint, ist in den Stunden ihrer Abwesenheit wie gelähmt, seine Lebensgeister erwachen erst wieder, so wie sie das Haus betritt. Er wehrt sich gegen dies Gefühl, er schämt sich dessen — er weiß ja nicht, daß Nettchens gesunde und blühende Lebenslust die ausgleichende Kraft für seine eigne, kränkliche Natur ist.

„Ich 'nehm' mir Stub' und Rüd'“, hatte Nettchen als Kind zur Großmutter gesagt, und es kam der Tag, wo sie diese Prophezeiung wahr machte, und als junges Mädchen hinausging aus der kleinen Wohnung der Familie, um ein eignes Dasein zu beginnen.

(Fortsetzung folgt.)

✻ Allerlei. ✻

Ein sparsamer König ist Viktor Emanuel III., dessen Einfachheit und Bescheidenheit in Italien schon sprichwörtlich sind. Seine Unterthanen finden sogar, daß seine Sparsamkeit, die anfangs bewundert und gelobt wurde, schon etwas zu weit geht. So erhält z. B. der Küchenchef, der unter Humbert 400 Mark monatlich Gehalt hatte, jetzt nur noch drei Fünftel seines früheren Einkommens. Er beklagte sich daher jüngst bei der Königin Helene. Aber da kam er schlecht an, denn die Königin erwiderte lachend: „In meiner Heimat bekommt ja kaum der Kriegsminister so viel wie Sie. Wenn Sie solche Ansprüche stellen, gebe ich Ihnen den guten Rat, nie nach Montenegro zu gehen.“ Der Küchenchef Viktor Emanuels darf täglich nur 900 Mark ausgeben. Für dieses Geld muß er 450 Personen drei Mahlzeiten täglich servieren. Man kann nicht behaupten, daß man mit 2 Mark pro Kopf und Tag besondere Delikatessen bieten kann. Die Königin-Mutter giebt für ihren aus 112 Personen bestehenden Hofstaat täglich 450 Mark aus. Der König sucht aber auch sonst noch seine Ausgaben zu verringern. So sind im Laufe der letzten drei Jahre 800 Pferde aus den königlichen Ställen verkauft und nicht wieder ersetzt worden.

Fürst von Madro-Rastriota, nennt sich eine Persönlichkeit, die sich in Paris als König ausgibt, als König natürlich, den kein Gothaischer Hofkalender kennt. Sein Reich liegt ausnahmsweise nicht bei den Gegenfüßlern, im wenig bekannten südamerikanischen Feuerland oder im unentdeckten Polynesien, sondern in Europa, in einer Gegend, durch die ein Lufzug täglich braust, auf der Balkanhalbinsel. Der hohe Herr heißt Don Juan d'Aladro und er behauptet, rechtmäßiger König der Albanesen zu sein. Seine Ansprüche leitet er von einer Urgroßmutter her, die eine „Prinzessin“ Rastriota, ein Abkömmling des albanesischen Volkshelden Standerbeg gewesen sein soll. Merkwürdig ist, daß Don Juan d'Aladro seinen angeblichen Vorfahren beharrlich Standerberg nennt. Das

Türkische liegt ihm nicht. „Beh“ scheint ihm ohne Bedeutung, während er mit „Berg“ eher etwas anzufangen weiß. Don Juan ist 1845 in Jerez de la Frontera in Andalusien geboren. Er studierte in Sevilla, trat in den diplomatischen Dienst seines Vaterlandes und war von 1867 bis 1882 der Reize nach Attache und Sekretär der Gesandtschaften und Botschaften in Wien, Paris und Brüssel, worauf er Gesandter zuerst im Haag, dann in Bukarest wurde. 1887 nahm er seinen Abschied und lebt seitdem in Paris, wo er zeitweise die Rolle eines Vorsitzenden des französischen spanischen Ausschusses für den Bau einer Eisenbahn durch einen Pyrenäen-tunnel einnahm. Er rühmt sich, außer seiner spanischen Muttersprache und Französisch auch Deutsch, Englisch, Italienisch, Rumänisch und sogar Arabisch zu können. Er muß einen sehr festen Glauben an seine Rechte und Aussichten haben, um sogar die letztere Sprache gelernt zu haben. Er spricht von Albanien als von „seinem geliebten Vaterlande“, erläßt Aufrufe an „sein Volk“, versichert, die europäischen Herrscher hätten ihm ihr Wohlwollen ausgedrückt, läßt sich von seinen ältesten Freunden, die ihn seit 30 Jahren als Herr Aladro kennen, Prinz und Hoheit betiteln, und macht sich auf jede Weise lächerlich. Wenn er aber erst einen Orden stiftet, wird er hier Leute genug finden, die an ihn glauben.

Die Zucht von Orchideen kommt in England in immer größere Aufnahme, und es wird mit diesen nunmehr fashionablen Blumen ein Aufwand getrieben, der bereits Hunderte von Handelsgärtnereien ins Dasein gerufen hat. Die Zentralstelle für den Verkauf von zur Zucht bestimmten Orchideen, namentlich neue Arten, befindet sich in einem verhältnismäßig kleinen Auktionslokal in Cheapside (London). Die Preise, die da für neue Spielarten gezahlt werden, gehen oft ins Fabelhafte. Aber auch schon eingeführte Sorten erreichen oft sehr hohe Preise. Bei einer kürzlich abgehaltenen Versteigerung wurden u. A. gezahlt: für zwei alte und zwei neue Knollen von „Odontoglossum crispum“ 3150 Mark; für eine Varietät derselben Art 1260 Mark; für einen Knollen „Odontoglossum roseum“ 1050 Mark.

Unsere Bilder.

Ueber die Hürde!

Heute beim ersten Morgentau
Ging ich über die blühende Au,
Als ich bis zum Walde geschritten,
Kam eine Reiterin flott geritten.
Wollte gleich mir in den Buchenwald,
Da gebot ihr die Hürde: Halt! —
Doch das Pferd mit der lieblichen Hürde,
Nahm in gewagtem Sprunge die Hürde!

Wenn mir auch oft versperren die Bahn
Bosheit und Mißgunst — was ficht's mich an?
Jedes Hindernis kühn genommen,
Dann bleib ich Sieger, wies auch mag kommen! V. K.

Ein Denkmal hat die deutsche Burschenschaft sich und dem ganzen Reich auf der sogenannten Göppelskuppe bei Eisenach errichtet, welches in seiner massigen Bauart so recht die deutsche Mächtigkeit, den deutschen Sinn, die deutsche Vaterlandsliebe verkörpert. Es war ein glücklicher Gedanke, dem Denkmal gerade diesen Platz zu geben, wo es als ein mächtiges Steinbild hinab und hinüber schaut zu jenen Stätten deutscher Willens- und Geistesstärke, die ewig von deutscher Treue und deutscher Kraft zeugen werden, und hier den Denkstein zu setzen als Wahrzeichen der auf den blutgetränkten Gefilden Frankreichs schwer erkämpften deutschen Einheit. Von dem Denkmal aus hat man einen prachtvollen Ausblick auf den Thüringer Wald und das ganze Hörtelthal. Im Innern des mächtigen Baues gewahrt man die Statue des Großherzogs Karl August, des Beschützers der deutschen Burschenschaften, des Kaisers Wilhelm I. und seiner Gehilfen am deutschen Einigungswerke: Bismarck, Moltke und Roon. Vier Tafeln verzeichnen die Namen der fürs Vaterland gefallenen Burschenschaftler.

Gemeinnütziges.

Kartoffelsalat. Wie oft bleiben im Haushalte gekochte Kartoffeln übrig, die dann selten mehr eine Verwendung finden. Davon läßt sich nun sehr leicht ein wohlgeschmeckender Salat bereiten, der schon viele Anerkennung gefunden hat. Die Kartoffeln werden gerieben, dann schneidet man feine Zwiebeln daran, giebt Essig, Del, Salz, ein wenig Zucker, einige Capern dazu und mengt das gut durcheinander; wer den Geschmack liebt, kann auch noch einige Sardellen daran wiegen. Man mache einmal den Versuch, und man wird den Salat sicher gut finden.

Was ihm fehlt.

A.: „Ich weiß nicht, mir ist es immer, als fehlte mir etwas Gewohntes!“

B.: „Ich weiß, was das ist! Ich muß Dich mal wieder um 20 Mark anpumpen.“

In den Flitterwochen.

„Du süßes Marthchen, Du hast so einen kleinen Mund, daß ich von einem Kuß zu wenig habe!“

Frage.

Ein reicher Mann besaß ein Vermögen von 250 000 Mark und hinterließ seiner Frau $\frac{1}{4}$ seinen 3 Söhnen je $\frac{1}{7}$, seiner Tochter $\frac{1}{8}$, seiner Schwester $\frac{1}{10}$; das Uebrige bekam eine Stiftung. — Was hat Jeder?

Antwort: „Einen Rechtsanwalt.“

Kathederblüte.

„... Als Cicero den Häschern des Antonius nicht mehr entgehen konnte, steckte er seinen Kopf zur Sänfte heraus, der ihm am 7. Dezember 43 v. Chr. abgeschlagen wurde.“

Vor dem Goethe-Schiller Denkmal.

Der kleine Sally: „Sieh, Vater, wie sie beide so freundschaftlich beieinander stehen, und es waren doch so große Konkurrenten!“



Lehmann: „Mein Pferd stammt von Adonis aus der Wellgunde.“
Müller: „Und Ihre Hofe von Schachbrett aus der Goldenen 110.“

Nachtsch.

1. Räffelsprung.

je	ha	mir	sen	sch	und	doch	ron
er	und	nes	be	be	ber	den	erst
ich	gens	schloj	du	be	im	nen	du
dau	bei	dich	le	dein	gon	schon	abu
ge	wohl	haft	tief	lust	weg	haft	nen
le	send	o	re	bens	da	ich	du
leb	noj	aus	die	ter	ber	ich	wann
tönts	fül	brust	sen	har	mai	bist	den

2. Quadraträffel.

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten und auch die senkrechten Reihen bekannte Wörter bilden. Die Wagerechten bezeichnen: 1. ein Wild, 2. einen Fluß in Deutschland, 3. eine für die Weberei wichtige Pflanze, 4. einen weiblichen Taufnamen. Die Senkrechten nennen: 1. eine Halbinsel an der Ostseeküste,

2. eine Hafenstadt in Arabien, 3. ein besitzanzeigendes Fürwort, 4. einen weiblichen Taufnamen.

A	A	A	D
E	E	E	E
H	I	L	N
N	N	R	S

3. Räffel.

Die Last war groß, die ich einst mußte tragen,
Wozu die Kräfte mir schon längst versagen.
Jetzt hab ichs leichter, lasse selbst mich tragen
Zur Schule oder auch zu Festgelagen.
Und nun, mein Leser, laß mich freundlich fragen:
Vermagst Du, wer ich bin, mir jetzt zu sagen?

Lösungen der Aufgaben in voriger Nummer:

1. Das Recht spricht: „Jedem das seine!“ die Viehe: „Jedem das Deine!“
2. Sardinien, Sardinien.
3. Sparta, Patras, Taras, Satrap. — Atlas, Ehe, Regan, Thale, Niger, Tanger. — Tarent, Ratter.
4. Kunde.

Lustiges.

Was will das werden.

Unteroffizier (zum Einjährigen, cand. jur.): „Na, Schröder, Sie wollen später die Freisprechung eines Raubmörders durchdrücken, wo Sie nicht einmal die Knie durchdrücken können?!“

Robel.

Vorsizender: „Wie viel beträgt die Beche, um die Sie der Angeklagte geprellt?“

Gastwirt: „3 Mark 70!“

Bechpreller: „Rechnen Sie 30 Pfennig dazu als Trinkgeld für den Kellner — ich laß' mich nicht lumpen!“

Scheinbarer Widerspruch.

Bittsteller: „Und wenn's sein könnt', Herr Bürgermeister, daß mein Sach' nicht in geheimer Sitzung verhandelt wird — 's kommt halt da gar so schnell 'rum in der Stadt!“

Zustimmung.

Pantoffelheld (als in einem Vortrage der Vortragende sagt: „Mit dem Willen kann man alles erreichen!): „Stimmt! Das sehe ich bei meiner Frau!“

Malitios.

Gast (zum Wirt): „Bringen Sie mir eine Flasche Bitterwasser, damit ich auf Ihr Wohl trinken kann.“